

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 138 (2011)

Artikel: Kampf der Religionen : Dialog der Religionen
Autor: Jäger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-283421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kampf der Religionen – Dialog der Religionen

Bearbeitete Fassung der Rede zur Jahresversammlung der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft vom 20. November 2010 im Hotel Linde, Heiden

ALFRED JÄGER

These 1

Ältere Mitbürgerinnen und Mitbürger in Appenzell Inner- und Ausserrhoden können sich aus ihrer Jugend gewiss noch gut an Phänomene des offenen und/oder auch verdeckten gegenseitigen *Kultatkampfs* zwischen Katholizismus und Protestantismus erinnern, der sich nicht nur auf religiöse Fragen beschränkte, sondern alle Lebensbereiche durchzog. Kampf der Konfessionen war auch in dieser Region Normalität und theologisch-kirchlich legitimiert.

Dazu Beispiele aus meiner Jugend, die sich von vielen Gleichaltigen fast beliebig ergänzen liessen:

Mein Vater, kein besonders kirchlicher Mann, gab mir, als die ersten Damen an meinem Lebenshorizont auftauchten, allen Ernstes noch die Devise mit auf den Weg: «Bringsch mer dann ka Tütschi, kä Katelikin, ond scho gär kä Innerrhoderi hä». Erstaunlicherweise hielt ich mich daran, obwohl es auf dem Schulweg von der Zürchersmühle nach St. Gallen in der Appenzellerbahn immer eine faszinierende «Zischge» gab. Sie war tabu. Dass sie später doch eine evangelische Pfarrfrau wurde, war weder meine Schuld noch die Schuld der Religion, sondern der selbe Geschmack eines Mitschülers aus anderem evangelischen Milieu.

Jeden Samstagnachmittag zogen katholische Kinder von ennet der Urnäsch an unserem Haus vorbei zur hübschen katholischen Kirche in der Nähe. Der allseits verehrte Lehrer Alfred Jäger – mit dem Autor nicht verwandt, jedoch vom Schüler immer bewundert – erteilte zu der Zeit meinen zwei älteren Schwestern unter anderem auch seinen Geschichtsunterricht noch ganz im Sinn einer Landi-Ideologie von 1939, nach der die alten Eidgenossen von Schlacht zu Schlacht zogen und immer gegen die Bösen siegten. Das begeisterte auch die beiden, und sie riefen nach einer Lektion für den folgenden Samstag Nachbarskinder zusammen, um die Schlacht am Morgarten sogleich zu wiederholen. Wir verbargen uns im Gebüsch über der Strasse, als die katholischen Kinder, zur Probe für den Sonntag als Firttag schon weiss gekleidet, im Gänsemarsch den Gehweg vom Bach her hochkamen. Mit dem alten Schlachtruf «Harus» stürzten wir von oben auf die Strasse, und es entstand eine wüste

Schlägerei. Zwar wusste ich als Jüngster nicht so recht, warum wir uns mit diesen etwas anderen Kindern anlegten, doch teilte auch ich nach dem Vorbild meines Freundes Hügi kräftig aus. Ich sehe noch, wie das grösste Mädchen mutig seine schwere Firmkerze über den Kopf einer meiner Schwestern zog, sodass ein Bruch die Folge war. Wenigstens verständlich daran ist heute vielleicht noch, dass dies Folgen zwischen Priester und Eltern nach sich zog. Doch pädagogisch unverständlich ist mir bis heute, auf welchen Wegen sich die Ideologie des Kulturkampfs wie selbstverständlich, einerseits unbewusst, anderseits sehr entschieden, in unsere Kinderköpfe einnistete.

These 2

Historisch geht diese Bewegung nicht auf die schiedlich-friedliche Landteilung Ende des 16. Jahrhunderts zurück, die wie in Deutschland und Europa dem Prinzip folgte: *Cuius regio eius religio*. – «Wes Brot ich ess, des Lied ich sing...». Der Kulturkampf geht geschichtlich auf das 19. Jahrhundert zurück, in welchem sich Konfessionen sozial vermischten (Urbanisierung, Landflucht, Industrialisierung, Proletarisierung, Auswanderung etc.), und in Folge dessen die gegenseitigen Grenzen nicht mehr geographisch, sondern sozial und damit vor allem kulturell definiert wurden. Der Kampf der Konfessionen wurde zum Kampf um die gelebte Alltagskultur: Wirtschaft, Politik, Sport, Kunst, Bildung usw. eingeschlossen.

Auch dafür sind einige Beispiele zu nennen, die sich wiederum fast beliebig ergänzen liessen:

Es wurde schnell selbstverständlich, dass sich im Umfeld des jeweiligen Kirchturms entsprechende Sportvereine bildeten, die katholischen eher konfessionell ausgerichtet, die evangelischen eher liberal. In St. Gallen, einem besonders hartnäckigen Hort des Kulturkampfs bis in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts, wie ich selber bezeugen kann, gibt es noch heute die erfolgreiche Turn- und Sportvereinigung «St. Otmar».

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts bildeten sich innerhalb und ausserhalb von kirchlichen Gemeinden zunehmend Vereine, damals «freie Assoziationen» genannt, die sich besonderen humanitären, kulturellen, aber – eher die Ausnahme – auch wirtschaftlichen Zielen verpflichteten. In der Schweiz gab und gibt es wie in Deutschland zum Teil noch immer konfessionell orientierte respektive kirchlich getragene Banken.

Selbstverständlich gehörte Johann Sebastian Bach ausschliesslich der evangelischen Kirchenmusik, während Max Regers Lob Gottes an der Orgel und in wunderbaren Oratorien tabu war, katholisch vice versa.

Ebenso nahe liegend war, dass sich Konfessionen politisch als Parteien zu formieren begannen, in der Schweiz und in Deutschland ausgeprägt vor allem auf katholischer Seite, während sich

die evangelische Bürgerschaft eher an den weltlich gesonnenen Liberalismus ohne ausdrückliche Konfessionsbindung hielt.

Vor allem Bildung war schon immer ein hohes Gut mit kirchlicher respektive konfessioneller Ausrichtung. Trotz der Etablierung staatlicher Schulen ohne besondere Konfessionsausrichtung legten Kirchenleitungen grosses Gewicht darauf, dass Erziehung und Bildung von den Kindergärten bis zur Universität immer auch konfessionell bestimmt werden konnten, je jünger die Jugendlichen, desto bestimmter. Auf akademischer Ebene blieb es neben der Existenz von theologischen Fakultäten allerdings meist nur bei der Gründung von entsprechenden Studentenverbündungen mit kirchlicher Bindung bis zum Lebensende.

Kurz, im Zug des 19. Jahrhunderts formierte sich, regional je verschieden gefärbt, doch zunehmend eindeutiger, ein Milieu-Konfessionalismus heraus, der über Generationen das Leben Einzelner von der Wiege bis zur Bahre bestimmte. Akut konnte dies im drohenden Sonderbundskrieg 1847 oder im späteren Jesuitenverbot werden. Zu den eher latenten Erscheinungen derselben Haltung zähle ich die Antwort eines katholischen Mitschülers am Gymnasium, der nach der getrennten Religionslektion auf meine Frage, was er heute gelernt habe, erklärte, Luther sei ein «Sauhund» mit seiner «Heirat einer Frau».

These 3

Seit dem frühen 20. Jahrhundert gab es dagegen gezielt die Gegenbewegung der *Ökumene*, die von kirchlichen Kreisen ausging und inner- wie ausserkirchlich, politisch, wirtschaftlich und kulturell seit den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts zunächst nur sehr langsam an Boden gewann, sich jedoch nach dem Zweiten Weltkrieg fast flächendeckend erfolgreich durchsetzte und heute – von wenigen institutionellen, medial aber ausgeschlachteten Ausrutschern abgesehen – als gelebte Normalität gilt. Phänomene einer starken Säkularisierung aller Lebensbereiche in Mitteleuropa förderten diesen Prozess zusätzlich massiv.

Es war ein evangelischer Pfarrer und Schweizer Theologe, Adolf Keller (1872–1963), der nach dem Ersten Weltkrieg ein weltweites Netz von kirchlichen Führungskräften aufbaute und damit zu einem der grossen Vorkämpfer der interkonfessionellen Ökumene wurde. Über ihn schrieb Marianne Jehle-Wildberger eine eindrückliche und verdiente Biographie, um seine heute auch auf evangelischer Seite fast vergessene Lebensleistung nochmals zu würdigen und wissenschaftlich zu dokumentieren.¹ Der Friede unter den christlichen Kirchen sollte zum Modell für den Frieden unter den Völkern werden, dem damals entstandenen Völkerbund mit Sitz in Genf vergleichbar. Konfessionen dürfen nicht mehr Motivatoren für Kampf und Krieg, sondern müssen zu Motoren der Verständigung und Versöhnung werden.

¹ Marianne Jehle: Adolf Keller (1872–1963). Pionier der ökumenischen Bewegung. Zürich 2008.

Der ökumenische Gedanke setzte sich über Jahre und Jahrzehnte nur langsam durch, gewann aber durch das 2. Vatikanische Konzil 1962–1965 in Rom, an welchem unter vielen anderen entscheidenden Punkten auch nicht-katholische Christen als *fratres sejuncti* – «getrennte Brüder» – genannt wurden, starken Schub.

Dass sich diese neue Geschwisterlichkeit – «Schwestern» wurden im Konzilstext noch souverän unter die «Brüder» gezählt – innerkatholisch nur langsam durchsetzte, erlebte ich noch selbst als Pfarrer in Wolfhalden (1969–1975). Es war für mich abzusehen, dass auch auf mich irgendwann eine ökumenische Trauung zukommen würde. Als sich ein strahlendes Traupaar mit diesem Wunsch bei mir meldete, setzte ich mich sogleich mit dem zuständigen katholischen Pfarrer in Heiden, Adolf Köberle, in Verbindung, mit dem ich in anderen Dingen schon gut und gern zusammenarbeitete. Im Vorgespräch legten wir den Ablauf des Gottesdienstes schnell und in bestem Einvernehmen – «Wer sagt und tut wann was?» – fest. Nur in einem Punkt hakte es gegen Ende sogleich hart. Nach geltendem Recht der katholischen Kirche, dem Codex Juris Canonici CIC, dürfe am Schluss nur der Priester dem Traupaar durch Handauflegung den Segen erteilen. Zufällig weiss ich noch, was ich dem Kollegen nach einem kurzen innerlichen Schlucken sagte: «Adolf, das ist für mich kein Problem. Du bist an Dein Kirchenrecht gebunden, und während Du Deine priesterliche Hand auflegst, stehe ich hinter Dir und lege sichtbar meine Hand auf Deinen Kopf. Erledigt.» Natürlich folgte der gemeinsam erteilte Segen. Die letzten Bastionen des Kulturkampfs waren längst am Fallen.

Das Phänomen der Säkularisierung zahlreicher Lebensbereiche – Arbeit und Beruf, Wirtschaft, Sport, Politik, Kultur, Bildung, Privatheit etc. – im Sinn einer Entkirchlichung und seine Wirkung auf die Konfessionalität wäre in seiner Komplexität genauer auszuführen. Es kann der Hinweis genügen, dass sich damit eine Entkrampfung der interkonfessionellen Verhältnisse verband. Säkularisierung bedeutet nicht automatisch eine Entchristlichung der Gesellschaft, sondern vorerst schlicht nur das Ende des milieubezogenen Kulturkampfs und damit den Beginn einer neuen, wahrscheinlich genauso Generationen übergreifenden Epoche.

These 4

Historisch war das Ziel der theologisch-innerchristlichen Ökumene der *Friede* zwischen den unterdessen zahllosen Konfessionen. Im Ökumenischen Weltrat der Kirchen mit Sitz in Genf vereinen sich bisher – mit Ausnahme der römisch-katholischen Kirche – weit über 300

christliche Kirchen. Methodisch lebte und lebt die Bewegung der Ökumene auf der Basis des gemeinsamen Evangeliums aus dem gegenseitigen Dialog, der gegenseitigen Toleranz und dem entsprechenden Respekt, was dann und wann harte innere Konflikte nicht ausschliesst, aber auch zu gemeinsamen Stimmen der Christinnen und Christen in der Welt führt. Bei aller nötigen Kritik ist der Weltrat der Christen heute unverzichtbar.

Ich verschweige neben der Bewunderung für das in vielen Be langen Erreichte und Geleistete auch nicht meine Kritik. Neben meiner Lehrtätigkeit für evangelische Theologie während 26 Jahren war ich immer auch als Unternehmensberater im kirchlichen Nonprofit-Bereich vorwiegend in Deutschland unterwegs. In meiner ersten Beratung der Leitung einer evangelischen Landeskirche empfahl ich dem Bischof und seinem Leitungsgremium, die in vielfacher Millionenhöhe horrenden Beträge nach Genf sogleich und scharf zu kürzen. Bis dahin waren die evangelischen Landeskirchen in Deutschland die grössten Nettozahler des ökumenischen Betriebs in dieser internationalen Metropole. Dieser Rat war ein Tabubruch sondergleichen, wurde doch gleichsam als Wiedergutmachung der Schäden des Zweiten Weltkriegs im Zeichen des Nachkriegsfriedens ohne Murren Jahr für Jahr mehr überwiesen. Ich aber misstraute aus ökonomischen Gründen dem längst entstandenen kirchlichen Jetset mit Landeplatz in Genf, mit seinen zahllosen Dienstreisen weltweit und Konferenzen ohne allzu grosse Wirkung schon längere Zeit, um bald danach nicht überrascht zu sein, dass sich dieses Gebilde an den Rand des finanziellen Abgrunds bewegt hatte. Auch Gutchristen müssen auf die Kasse achten, selbst wenn ein alter 1968er, Konrad Raiser, den Weg durch die kirchlichen Institutionen bis zum Generalsekretär des Weltrates gemacht hat.

Neben der Vereinigung von zahlreichen christlichen Kirchen durch Dialog will ich zwei besondere Leistungen dieser Institution hervorheben, die längst in die Geschichte eingegangen sind: Schon 1968, in der besonders kalten Zeit des Kalten Krieges, gelang es, orthodoxe Kirchen Osteuropas, darunter auch der Sowjetunion, als ständige und vollberechtigte Mitglieder dazuzugewinnen. Das war ein starkes kirchliches Signal des Friedens über die eisernen und atomaren Vorhänge hinweg.

Der ökumenische Weltrat legte zur selben Zeit ein «Antirassismus-Programm» vor, das vor allem den traditionellen Rassismus in Südafrika gleichsam als besonders mächtigen Hort eines weltweit zu beobachtenden Rassenkampfs ins scharfe Visier nahm. Auch in der Schweizer Politik und Wirtschaft machte er sich damit über Jahre nicht beliebt, um später jedoch mit dem Sturz der Apartheid einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Nelson Mandela und Bischof Tutu wären in ihrem heilsamen Wirken

ohne dieses Programm nicht denkbar und wurden zu Symbolen des Friedens zwischen Schwarz und Weiss.

Natürlich ist es noch immer ein Stachel im Fleisch des Weltrats, dass die römisch-katholische Kirche keine Mitgliedschaft erwägt. Doch im ökumenisch geprägten Geist des 2. Vatikanums hat sich das Verhältnis zu anderen Kirchen deutlich entspannt. Für evangelische Kirchen ist es sicher bedeutsam, dass nach Jahren des Dialogs und des theologischen Ringens die paulinische Kernlehre der Rechtfertigung des Sünder aus reiner Gnade, kein Grund zur Kirchentrennung mehr ist. Dies ist das Ergebnis eines jahrelangen Dialogs.

These 5

Aus diesem Generationen übergreifenden innerchristlichen *Lernprozess* können Lehren für das heutige und künftige interreligiöse Verhältnis gezogen werden, sowohl global als auch regional und lokal. Jüdische Gemeinden erlebten seit dem 18. Jahrhundert vor allem in Westeuropa und Nordamerika starke Prozesse der Assimilation und Integration, die durch den nicht überbietbar radikalen Antisemitismus des Nazi-Regimes und darin im Holocaust unvorstellbar hart unterbrochen, bis heute jedoch nicht abgebrochen wurden. Der Buddhismus erweckte in den 1950er und 1960er Jahren im Westen eine gewisse Faszination ohne spürbare Folgewirkungen. Umso akuter wurde in der Nachkriegszeit ein neuer Konflikt zwischen dem Islam und der westlichen Welt, sowohl geopolitisch als auch - durch den Zuzug von Musliminnen und Muslimen in westliche Milieus - lokal. An dieser Grenzlinie sind im Grossen und Kleinen neue Lernprozesse von beiden Seiten angesagt, die wiederum Generationen übergreifen dürften.

Es gibt nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Lernprozesse, die ihren eigenen geschichtlichen Regeln folgen und darum desto länger dauern. Die neuzeitliche Geschichte des Judentums ist in dieser Hinsicht ein Lehrbeispiel. Bis ins 18. Jahrhundert lebten Juden auch in Westeuropa noch in Ghettos, einerseits unter hartem obrigkeitlichem Zwang, andererseits jedoch auch eigengewollt, um in fremder Umgebung eine starke Identität zu bewahren. Das Babylonische Exil im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert wurde dem europäischen Judentum darin zum Leitbild. Die Bücher Daniel, Esra und Nehemia in der Thora, dem Alten Testament der Christen, geben dafür ein beredtes Zeugnis. Integration war nicht erwünscht. Auf diesem Hintergrund konnte selbst der Reformator Luther noch ungebremst unflätig über «die Juden» herziehen. Ein Antisemitismus im Sinn eines latenten und allzu häufig eines brutalen Antijudaismus begleitete die Geschichte christlicher Kirchen durch alle Jahrhunderte bis in neue und neueste Zeit.

Der Dreissigjährige Krieg 1618–1648 zwischen katholischen und evangelischen Obrigkeit, der im Deutschen Reich mehr

als ein Drittel der Bevölkerung zu Tode brachte, liess als bleibendes europäisches Trauma nach neuen Wegen suchen, die sich, rückorientiert am Humanismus des Spätmittelalters, auf die Spur nach wahrer, von Konfessionalität nicht beeinflusster Menschlichkeit machten. Es war am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts, dass sich vorerst unter den gebildeten Eliten langsam eine Aufklärung durchsetzte. An die Stelle eines engen und rigiden Konfessionalismus sollte die gesamte Menschheit – das Judentum selbstverständlich eingeschlossen – den Weg aus der «selbstverschuldeten Unmündigkeit» (Immanuel Kant) zu einer selbstbestimmten Humanität, Vernunft und Freiheit finden. 1776 wurden in diesem Zug in der Virginia Bill of Rights erstmals natürliche Menschenrechte staatlich kodifiziert. Dazu gehörte an vorderster Stelle neben der Würde jedes Menschen auch die Religionsfreiheit. Zumindest in den entstehenden Staaten der USA und in Westeuropa führte dies relativ rasch auch zur Öffnung der Ghettos und bedeutete volle Teilhabe am gemeinsamen Leben, jüdischer oder christlicher Glaube hin oder her. In Kürze waren Juden vor allem über den Weg der Bildung nicht mehr nur im Bankenwesen, sondern auch in Kunst, Kultur und Wissenschaft stark vertreten. Dass sich daraus ein alter Antisemitismus als blanker Neid neue Nahrung bezog, zeigte sich über das ganze 19. bis zu den Exzessen des Nationalsozialismus im 20. Jahrhundert.

An dieser Stelle erlaube ich mir eine Zwischenbemerkung. Ich gehe von Urnäsch aus am Sonntag gern in die Schwägalpkapelle zum Gottesdienst. Da fühle ich mich wohl unter Bauern, Sennern und einigen Rucksacktouristen. Die Spiritualität des Ortes und vor allem der Fenster zum Alpstein und zum Himmel stimmt für mich. Die Predigerinnen und Prediger wechseln und bieten in aller Regel solide christliche Kost. Vor kurzem aber war ich an einem Bettag schon am Anfang etwas irritiert, nicht durch den selten grossen Aufmarsch einer Gemeinde, sondern durch die vorn aufgehängte Schweizer Flagge neben der Flagge des Staates Israel, in dessen blauen Davidstern ein rotes Kreuz gestickt war. Der Auftritt eines grossen Jodelchors war für mich als Auslandschweizer eine Freude. Nicht zur Freude gereichte mir die Predigt, deren Botschaft, natürlich wie immer mit biblischem Bezug, sich auf folgende Aussagen beschränkte: 1. Christus wird bald wiederkommen. (Gewiss steht dies im apostolischen Bekenntnis, doch kann man heute nach mehr als 2000 Jahren des Wartens darüber fast beliebig zum Wie, Wann und Wozu theologisch diskutieren.) 2. Er kommt wieder, wenn alle Juden zu Christen geworden sind. (Jetzt wird es theologisch brenzlig. Biblisch gibt es dafür keinen Beleg.) 3. Es bekehren sich immer mehr Juden zu Christus. (Die Aussage wurde mit

verzücktem Blick zum Säntis zum Refrain, obwohl ich von der Sache als einigermassen informierter Kirchenmann bis anhin nichts wusste.) 4. Solange nicht alle Juden sich zu Christus bekehren, ist die Schweiz Gottes auserwähltes Volk. Dafür steht das Christuskreuz im Wappen, das auch auf das Wappen Israels übertragen werden wird. Siehe Flagge vorn. (Ich war über diesen reinen, christlichen Antisemitismus, vom Altar aus gesprochen, vom Jodelchor anschliessend ergreifend untermalt, vorerst nur schockiert. Aus Deutschland kommend wusste ich, dass die «Deutschen Christen», die evangelisch kirchliche Filiale der Nazipartei, nach Hitlers Weisung und Rassenlehre in exakt selber Weise «den Juden» die Erwählung Gottes abgesprochen und den deutschen Ariern zugesprochen hatten. So schaute ich mich konsterniert um und sah in den Augen überall nur zäuerlibewegte Rührung. In meinem inneren Protest gegen diesen theologischen Skandal überlegte ich eine geharnischte Gegenpredigt aus der Gemeinde – evangelisch erlaubt – oder schlicht das Verlassen des Gottesdienstes. Um kein Ärgernis zu erregen für Menschen, die ich respektiere, blieb ich sitzen und – wrong or not – schwieg. Ich erlaube mir an dieser Stelle jedoch den Hinweis, dass die Evangelisch-reformierte Landeskirche beider Appenzell damit ein kleines Ordnungsproblem hat. In Deutschland stünde – ausser vielleicht in Württemberg – so gleich ein scharfes Lehrzuchtsverfahren an. Noch schockanter aber war ich anschliessend über die Gemeinde mit den vielen leuchtenden Augen. Als langjähriger Auslandappenzeller verstand ich offenbar nicht mehr, dass in der Zwischenzeit seit meinem Auszug 1981 in dieser Bevölkerung viel passiert sein musste, was für mich nun unbegreiflich war. Ich nahm mir vor, durch Fragen bei Einheimischen mehr Verständnis für die neue Lage zu erreichen. Zureichende Antworten habe ich auch von vertrauten Freunden bis heute nicht gehört, darum erlaube ich mir diesen Hinweis, der nicht nur Kirchenleute, sondern auch die Politik beschäftigen kann.)

Zurück zur eigentlichen Sache: Den Umgang mit dem Buddhismus thematisiere ich an dieser Stelle darum nicht, weil er west-europäische Gesellschaften – und darin auch das Appenzellerland – nur peripher tangierte und allenfalls als religiöses resp. philosophisches Faszinosum und als Alternative zum traditionellen Christentum leicht modisch wirken konnte. Stellvertretend für zahlreiche Beispiele möchte ich jedoch die enorme Integrationsleistung der Pfannenhersteller Gebrüder Kuhn im zürcherischen Rikon für ihre buddhistischen Tibeterinnen und Tibeter als Mitarbeitende, doch auch als Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, seit den 1950er Jahren erwähnen. Diese Männer verdienen als Integratoren andersgläubiger Flüchtlinge

in der heutigen Diskussion eine herausragende Stellung als unternehmerische Lehrmeister.

Umso schärfer verdeutlichen sich auch in westeuropäischen Ländern neue Fronten zwischen Christentum und Islam bis in Alltäglichkeiten hinein. Massiv darauf gestossen wurde ich kurz nach meinem Umzug nach Deutschland. Nach einem Management-Seminar mit kirchlichen und diakonischen Führungskräften wurde ich abends um halb zehn – bei solchen Gelegenheiten kommen die wirklichen Probleme immer erst um diese Zeit – vom Generalsuperintendenten aus Duisburg angesprochen, er habe noch eine Frage und hoffe auf einen sofortigen Rat. In seiner Grossstadt im Ruhrgebiet gebe es wie ein grosses Stück im ganzen Kuchen ein islamisches Ghetto. Darin lebe man bis in kleinste Einzelheiten mitten in einer Weltstadt wie in einem anatolischen Dorf. Ich staunte über dieses für mich bis anhin unvorstellbare Phänomen sehr und bat um genauere Schilderung des Problems. Natürlich gebe es für die türkischen Zuzügerinnen und Zuzüger schon längst eine Moschee mit Minarett, doch nun habe die islamische Gemeinde an den Oberbürgermeister das Gesuch gestellt, von den Türmen aus auch den islamischen Gebetsruf erschallen zu lassen. Mein Gegenüber sagte etwas verschmitzt, der Politiker fühle sich mit dieser Anfrage leicht überfordert und habe die heisse Kartoffel darum an ihn weitergegeben. Doch auch er sei etwas ratlos und bitte um meine Sicht als Berater. Als biederer Schweizer war ich damals noch ratloser, doch offenbar waren wir beide nun als Theologen nach unserer fachlichen Meinung gefragt. So wälzten wir in der Folge theologische und christentumsgeschichtliche Überlegungen zum Verhältnis von Christen und Muslimen. Die angesprochenen Fakten und Argumente Pro und Contra wurden über lange Zeit immer zahlreicher, doch damit wuchs die Ratlosigkeit nur desto mehr. Irgendwann um halb elf meinte ich, wir sollten uns nun auf einen handfesten Rat für den Oberbürgermeister verstündigen, und schlug vor, dem Gesuch im Namen der Religionsfreiheit des deutschen Grundgesetzes selbstverständlich stattzugeben, die Phönstärke jedoch tief nach unten zu regeln, damit wenigstens das anatolische Dorf, aber nicht die ganze Stadt in den Genuss des Rufs käme und ohne damit – ein biblisches Verlegenheitspflaster für den Augenblick – «den Schwachen ein Ärgernis zu geben» (Apostel Paulus). Im Stillen schämte ich mich vorerst über diesen ganz und gar nicht theologisch begründeten, fast trivialen Rat nach langer Diskussion, doch er wurde entsprechend weitergeleitet und kam an. Kürzlich hörte ich mit neuem Staunen, dass in Duisburg die grösste und schönste Moschee in Deutschland stehe und dass der interreligiöse Friede an dieser Stelle kein Problem mehr darstellt. So banal können Lösungen von Problemen zwischen Christen und Muslimen sein.

These 6

Geschichtlich ist das Verhältnis zwischen Christentum und Islam seit dem Frühmittelalter von Phasen des gegenseitigen Kampfs geprägt mit besonderen Höhepunkten in den Kreuzzügen des Hochmittelalters, die im Zeichen des *deus lo volt* - «Gott will es» - geführt wurden. Bis heute lässt sich auch Terror im Namen Allahs legitimieren. Religion erfüllte und erfüllt darin häufig die Funktion der Legitimation und Motivation völlig anderer Interessen der Kultur, der Wirtschaft und der Politik.

1095 erfand Papst Urban II. für die zahllosen untätigten Ritter, um sie vom gegenseitigen Krieg unter Christen abzuhalten, eine neue Aufgabe mit der Eroberung des Heiligen Landes und der Besetzung Jerusalems als Wallfahrtsort für Christen seit der Antike. Heute würden wir dies eine Massnahme zur Arbeitsbeschaffung nennen. Der Ruf des Papstes hatte 200 Jahre lang zahlreiche Kreuzzüge zur Folge, an denen sich bald nicht nur adlige Ritter, sondern auch andere Arbeitslose und das Gesindel ganz Europas beteiligten, später nicht selten auch Kinder der Ärmsten, die damit fromm entsorgt wurden. Vor allem den daraus erwachsenen Ritterorden und Friedrich Barbarossa, der vom Papst heimlich der Freundschaft mit dem Sultan und den dazumal blühenden Wissenschaften in dessen Reich verdächtigt wurde, gelang es, das gesteckte Ziel zu erreichen und für einige Zeit zu sichern.

Dass sich die Sultane nicht kampflos zurückzogen, liegt nahe. Zu dieser Zeit entstand auch die Form des Widerstands durch die «Assassini», heute als Selbstmord-Attentäter wieder bekannt, die durch heimliche und gezielte Dolchstöße den Gegner im Namen Allahs schwächten.

Für Menschen in der aufgeklärten westlichen Welt sind diese dunklen Jahrhunderte längst Geschichte, ohne sich bewusst zu sein, dass die Kreuzzüge für viele Musliminnen und Muslime noch immer wie ein finsternes Trauma von gestern auf die Feindschaft gegen «den Westen», besonders gegen den «grossen Satan» USA, und seine Modernität in Gesellschaft, Technik, Wirtschaft und Wissenschaft projiziert werden können.

Christen tun umgekehrt gut daran, sich derzeit auch an die aggressiven, historischen Wurzeln ihres eigenen Glaubens zu erinnern, die gegen andere Religionen immer wieder zu Intoleranz und allzu häufig zu offener Gewalt führen konnten. Auch christlicher Glaube war, recht verstanden, niemals politisch harmlos, die Frage aber war immer auch für ihn, ob er dem Kampf oder dem Frieden diene. Das eingangs bewusst ausführlich benannte Beispiel des Kulturkampfs der letzten beiden Jahrhunderte sollte diese Zusammenhänge aus eigener und nächster Erfahrung nochmals deutlich machen. Wir stehen im

Gegenüber von Islam und Christentum in einem neuen Lernprozess. Die Überwindung des Kulturkampfs durch eine Ökumene dauerte Jahrzehnte. Ich vermute, dass der derzeitige interreligiöse Lernprozess noch sehr viel länger dauern wird, und dass auf allen Ebenen der Gesellschaft alltäglich neu dazu gelernt werden muss. Im Stillen hoffe ich, dass nicht erst das Versiegen der letzten Ölquellen im Nahen Osten zum Frieden führt.

These 7

Solche Phasen eines zwischenreligiösen Kampfs überlagern dabei häufig und auf beiden Seiten die historische Einsicht, dass es sich im Islam mit all seinen inneren Spielarten um eine *abrahamitische Religion* handelt genau wie im Judentum und Christentum. Alle drei berufen sich auf Abraham als Vater des Glaubens. Das Trennende überlagert leicht und gern diese gemeinsame religiöse Wurzel, die verbindend wirken kann. Der Gott Abrahams ist der gütige Schöpfer der Welt, der für alle Menschen das Heil will. Aus diesem Grund betete Papst Johannes Paul II. in Assisi zusammen mit Vertretern des Judentums und des Islam.

Es war Paulus, der schon im ersten Jahrhundert innerchristlich einen schweren Streit auszufechten hatte. Einerseits gab es unter der Führung von Petrus erste Gemeinden mit Juden und Jüdinnen, die sich christlich taufen liessen. Diese Judenchristen verlangten von Heidenchristen, also Christen, die dem nichtjüdischen Heidentum entstammten, dass sie sich vor der christlichen Taufe nach jüdischer Sitte beschneiden liessen, um als sogenannte Proselyten, blutsmässig nicht dem Judentum Angehörige, jedoch einer jüdischen Gemeinde Angeschlossene, wahre Christen zu werden. Der Heidenapostel widersprach an dieser Stelle dem Urgestein Petrus auf einem ersten Konzil in Jerusalem heftig, indem er verlangte, dass Heidenchristen ohne Beschneidung denselben Zugang zum Heil hätten wie Juden. Sein schlagendes Argument war, dass beide Seiten, Christen und Juden, denselben «Vater des Glaubens» hätten. Dies gelte für beide Seiten, auch wenn Juden Jesus Christus noch immer nicht als Messias anerkennen würden. Damit machte er ohne Umwege den Weg für Juden und Heiden zu Christus frei und entkrampfte das Verhältnis sowohl innerchristlich als auch gegenüber Juden und Heiden. Hätte sich Petrus als Hardliner in dieser Auseinandersetzung durchgesetzt, wäre der christliche Glaube – historisch-spekulativ gesehen – wahrscheinlich zu einer der zahlreichen innerjüdischen Sekten der Zeit verkommen und damit, wie viele andere, schon längst vergessen. Es war Paulus, der dem christlichen Glauben damit den Weg in die weite Welt ebnete. Auch wenn wir als Christen weder jüdisches Blut haben noch die Beschneidung vollziehen, haben wir dieselbe Wurzel im Erzvater Abraham.

In vergleichbarer Weise anerkannte auch Mohammed die Erzväter und Israels Propheten bis zu Isa (Jesus von Nazareth), dessen Offenbarung nur noch durch die letzte Offenbarung im Koran überboten werden sollte.

Derartige historische Weichenstellungen wurden für mich schlagartig bei meinem ersten Besuch der Hagia Sophia in Istanbul wieder lebendig. Vor mir knieten viele Männer im Freitagsgebet. Es schoss mir durch den Kopf, dass ich nach meinem Verständnis des christlichen Glaubens eigentlich dazuknien sollte, sofern wir denn gemeinsam den Gott Abrahams verehren. Ich gebe zu, dass ich dazu zu feige war aus dem Gedanken, ich könnte aus Unkenntnis der Rituale Ärger erzeugen. Umso mehr Respekt hatte ich, als der genannte Papst Führungspersönlichkeiten aus dem Judentum und dem Islam zum gemeinsamen Gebet lud. Alle drei sind typische Heilsreligionen, in deren Zentrum der Weg zum Heil und zum gelingenden Leben steht, wenn auch in deutlich verschiedenen Traditionen und Umständen. Gott der Schöpfer ist derselbe für alle, diese alte christliche Einsicht gilt auch im Gegenüber zu dem, den Muslime Allah nennen.

These 8

Auf diesem Hintergrund entwickelte der katholische Theologe Hans Küng sein Programm eines *Weltethos*, das bewusst darauf verzichtet, die religiösen Lehren harmonisieren zu wollen. Statt dessen weist er historisch und sachlich nach, dass alle drei Religionen im Kern von einem gemeinsamen Ethos der Humanität und des Friedens geprägt sind, auf das sie sich erneut zu besinnen haben. Ein Erfolg dieser aufgeklärten Einsicht (Nathan der Weise), die den interreligiösen Dialog erleichtern sollte, bleibt im Blick auf die harten Realitäten abzuwarten.

Der Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) präsentiert in seinem Drama «Nathan der Weise» an pointierter Stelle die längst berühmt gewordene «Ringparabel», die interreligiös im Sinn von Toleranz und Humanität nicht nur Schule, sondern in der Wirkung als Religionsfreiheit auch Geschichte gemacht hat. Die Aussage der Parabel sei kurz erzählt. Ein Kaufmann hat drei Söhne, doch nur einen Siegelring, den er als Zeichen persönlichen und wirtschaftlichen Vertrauens vererben kann. Darauf lässt er sich davon zwei exakte Kopien erstellen, die er auf dem Sterbebett den drei Söhnen auf den Finger steckt. Keiner der drei weiss, welcher der echte Ring sei. Der Kommentar des Vaters lautet, der Echte werde sich dadurch erweisen, dass er durch wahre «Sittlichkeit» der Person und des Geschäfts wirke.

Genau wie Nathan der Weise streitet sich heute Hans Küng nicht über die Wahrheit von Dogmen und Lehraussagen. Schon

innerchristlich könnte der Streit noch weitere Jahrtausende dauern, ohne an ein Ende zu gelangen. Küng weitet die Aussage Lessings jedoch auf sämtliche Religionen der Welt aus. Entscheidend in jeder Religion sei nicht die Lehre, sondern das darin enthaltene Ethos. Was sich christlich in der Bergpredigt finde, finde sich in anderer Form auch in allen anderen Religionen. Es gilt, Wesentliches von weniger Wesentlichem zu unterscheiden. Auf dieser Spur verfasste er drei wie immer gewaltig dicke Bücher über Christentum, Judentum und den Islam mit dem Nachweis, dass Humanität, Friede und Freiheit das tiefste Anliegen aller sei.

Im Einzelnen kann und muss mit Küng debattiert werden. Im angelaufenen Lernprozess aber ist dies ohne Zweifel eine gewichtige Stimme, auch wenn darin in moderner Form nur eine alte Einsicht der Aufklärung wieder neu zu Gehör kommt, kürzlich mit der Vorstellung seines Programms «Weltethos» gar vor der UNO-Vollversammlung. Diese Feststellung ist keine Kritik, bestenfalls ein Hinweis, dass die Gedanken der Aufklärung sowohl im Christentum wie im Islam nochmals als gemeinsame Wurzel zu würdigen sind.

These 9

Auf diesem Hintergrund bleibt jedoch ebenso häufig die historische Tatsache vergessen, dass sowohl der Islam als auch das Christentum Phasen der *Aufklärung* erlebten. Das Abendland verdankte im Hochmittelalter den Zugang zur Bildung – zur griechischen Antike – der Vermittlung durch die islamische Aufklärung, die von Bagdad bis Toledo innerislamisch starke Wirkung zeigte, auf diesem Weg jedoch auch die Bildung der christlichen Kirche und Kultur nachhaltig und bis heute prägte. Innerislamisch ist diese Phase längst in Vergessenheit geraten, obwohl gerade sie den Zugang zur Welt der westlichen Aufklärung mit allen ihren Folgen in Religion, Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik erleichtern sollte. Auch diese zweite historische Gemeinsamkeit kann den interreligiösen Dialog erleichtern. Für beide Seiten gilt die Lehre: *Ad fontes* – «Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln».

Ich komme nochmals auf das anatolische Ghetto in Duisburg zurück und frage mich, was zum Beispiel eine muslimische Frau – eventuell durch Zwangsheirat – von einem Tag auf den andern mit dem Wechsel vom hinterletzten Dorf in der Türkei in eine moderne Grossstadt erlebt. Wir nennen diese Erfahrung Kulturschock, doch was dies für sie alles bedeutet, könnte nur sie selber sagen, sofern sie denn mehr als die kurdische Sprache kennt. In dieser Hinsicht wird der Prozess in Hamburg gegen zehn somalische Piraten, die ein deutsches Schiff kaperten und ihrerseits geentert wurden, sehr aufschlussreich werden. Sie verstehen in der Verhandlung kein deutsches Wort und können weder lesen noch schreiben. Sie sehen im Vorsitzenden Richter ihren Henker und haben das Wort «Recht» und gar «Rechts-

staat» noch nie gehört. Der betreuende Arzt will ihnen bei der Untersuchung gewiss die Hand abschlagen. Dass es für sie Verteidiger gibt, ist unvorstellbar. Die ganze neue Welt ist in jeder Hinsicht unverständlich, nicht zugänglich und in jeder Hinsicht fremd. Die europäische Aufklärung mit ihren Menschenrechten, ihrer Forderung nach Selbstbestimmung, Vernunft und Freiheit des Einzelnen ist in Somalia noch längst nicht angekommen, sofern sie denn je ankommt. Die derzeitigen innerislamischen Aufstände orientieren sich gewiss nicht an einem westlich aufgeklärten Verständnis von Demokratie. Der laute Vorwurf der Korruption gegen die Regierungen bedeutet sicher nicht – mit Friedrich dem Grossen im 18. Jahrhundert – eine aufklärerische Kritik von Korruption an sich, sondern die stärkere Teilhabe des Volkes am selbstverständlichen Bakschisch in allen Lebensbereichen. Westliche Medien tun sich zur Zeit mit sprachlichen Übersetzungen schwer. Die genannte anatolische Frau wird sich in diesem modernen Gefängnis umso mehr an das Bekannte halten, und dazu gehört zentral der islamische Glaube mit all seinen Riten und Sitten.

Im Zeichen eines euphorischen Multikulti-Ideals erwarteten ausgewiesene Integrationsexpertinnen und -experten noch in den 1980er und 90er Jahren, dass sich dies über drei Generationen von selber gebe. Die erste Generation, vor allem die Frauen in ihren geschlossenen Familien, verharrt noch voll in der Tradition. Deren Töchter seien durch Schulung und Bildung schon bei einer Doppelidentität angelangt. Spätestens die dritte Generation aber sei völlig integriert.

Derzeitige Erfahrungen zeigen, dass im Gegenteil schon die dritte und spätestens die vierte Generation zu den Wurzeln zurückstrebt, um in der Undurchdringlichkeit einer modernen Westwelt wieder festen Halt zu finden. Der Lernprozess ist keine Einbahnstrasse, sondern lebt über lange Zeit von unzähligen Rückschlägen und neuen Anfängen. Dasselbe gilt von der westlichen Seite. Jeder Schritt in Richtung Integration ist fragil. Es wird noch sehr lange dauern, bis die Aufklärung im anatolischen Dorf in Duisburg und anderswo ankommen wird. Aus eigenem Erleben weiss ich, dass man auch in Urnäsch noch heute, mehr als zweihundert Jahre nach Lessing, einerseits moderne Autos und Waschmaschinen bedienen, anderseits an Hexen und ihren bösen Blick glauben kann. Voraufklärerische Magie und Moderne können problemlos über lange Zeit koexistieren. In dieser Hinsicht ist das Faktum ohne Zweifel zur Erinnerung wichtig, dass sich die europäische Aufklärung vorerst einem unsäglich langen – wie erwähnt dreissigjährigen – und blutigen Krieg verdankte. Es dauerte einige Generationen, bis sich die Gedanken der Gebildeten des 18. Jahrhunderts über Schulung und Bildung flächendeckend verbreiteten.

Für Christen ist ohne Zweifel das andere Faktum noch wichtiger, dass sich die europäische Aufklärung historisch in gerader Linie der islamischen Aufklärung des 8.-12. Jahrhunderts verdankte. Der grosse christliche Theologe Thomas von Aquin (ca. 1225-1274) lernte im 13. Jahrhundert seinen griechischen Aristoteles nur aus Übersetzungen aus dem Arabischen in Latein. Er erkannte diesen Mangel schnell und sorgte in einer vom Papst einberufenen Kommission als Türöffner für eine angemessene Übersetzung aus dem griechischen Original. Der erste Rückgriff auf die hoch entwickelte Kunst, Kultur, Bildung und Philosophie der alten Griechen erfolgte am finsternen Ende der Antike in da-zumal islamisch besetzten Gebieten. Auch der Islam lernte damit erst den Gedanken einer erdumspannenden – griechisch wörtlich «ökumenischen» – Humanität kennen. Mögen die Christen weiter ihre Bibel, die Muslime ihren Koran, die Juden ihre Thora lesen. Hilfreich für alle Seiten aber könnte es sein, wenn wir gemeinsam nochmals Sokrates, Platon, Aristoteles und viele Denker des antiken Griechenlands lesen würden. Ebenso lohnend wäre ein gemeinsamer Besuch Südspaniens im Früh- und Hochmittelalter mit seiner aufgeklärten Blüte der Wissenschaften – Theologie, Philosophie, Medizin, Mathematik, Recht, Astronomie etc. – und der Künste. Die Entdeckung dieser längst gegebenen wissenschaftlichen Welt – vermittelt durch jüdische Übersetzer! – durch christliche Theologen führte sehr rasch zu ersten Gründungen christlicher Universitäten in Bologna, Paris, Köln etc., anfangs allerdings nur durch Übernahme der Kerndisziplinen Theologie, Medizin und Jurisprudenz. Unter islamischer Herrschaft war lange Zeit tolerante Koexistenz von Muslimen, Christen und Juden gelebte Realität, die im Namen Christi erst durch die spanische Reconquista, die «Rückeroberung», für allzu lange Zeit getilgt wurde.²

Erstes Fazit: Integration kann nur über Bildung erreicht werden. Die erwähnte Geschichte des modernen Judentums könnte dafür eine besondere Lehre sein. Nicht weniger eindrücklich sind evangelische Christen in Frankreich, einst verfolgte Hugenotten, mit ca. zwei Prozent Anteil an der Bevölkerung, aber um die zehn Prozent der führenden Stellen in Staat und Gesellschaft. Minoritäten zeichnen sich häufig durch einen besonders starken Drang zur Karriere durch Bildung aus.

² Vgl. dazu das instruktive Werk von Carlos Fuentes: *Der vergrabene Spiegel. Die Geschichte der hispanischen Welt.* Dt. von Ludwig Schubert. Hamburg 1992.

These 10

Im Namen einer *Humanität aus Glaube, Liebe und Hoffnung* (Arthur Rich) führt kein Weg an Rechtsstaatlichkeit, Toleranz und Dialog vorbei, wie immer Glaube, Liebe und Hoffnung im Einzelnen verstanden werden. Die Alternativen dazu sind alle Formen von Barbarei, die für keine Seite wünschenswert sind.

Der evangelische Schweizer Theologe Arthur Rich (1910–1992) hielt Glaube, Liebe und Hoffnung, die drei christlichen Kardinaltugenden, für allgemein menschliche Erfahrungen, die sich je verschieden ausprägen können. Sofern diese Einsicht an Boden gewinnt, führt dies als zweites Fazit zu Konsequenzen: Kirchen, Moscheen und Synagogen können zu einem wichtigen Ort des interreligiösen Dialogs, der Begegnung und gegenseitigen Erfahrung werden. Dialoge können immer auch misslingen, alltäglich erfahrbar über die Medien in der parlamentarischen Politik. Dialoge aber können auch gelingen. Als Beispiel nenne ich entgegen der veröffentlichten Meinung den Dialog von Papst Benedikt XVI. mit den Piusbrüdern, ein historischer Vorgang, der noch kaum verstanden wurde. Die katholische Hierarchie denkt in Jahrhunderten, und darin ist es seit der Antike ein dauerndes Trauma, dass nach jedem Kirchenkonzil ein Schisma – eine rechtliche Trennung von Rom – folgte und folgt. Nach dem 2. Vaticanum sagten sich mit Erzbischof Lefebvre prompt die Piusbrüder von der päpstlichen Jurisdiktion los, um die Messe weiter in alter Form zu feiern. Die Gespräche und Verhandlungen haben vier Jahrzehnte gedauert, bis das Resultat einer neuen Einheit, wenn auch mit erheblichen Zugeständnissen von römischer Seite, erreicht war. In den Medien wurde Bischof Williamson als waschechter Antisemit entlarvt und damit das Ergebnis skandalisiert. Römische Routine geht mit solchen Personen seit alters mit Abschiebung um, in hundert Jahren kennt dessen Namen niemand mehr. Entscheidend aber ist die Verhinderung des Schismas. Der Dialog ist gelungen.

Im Bereich der Kultur werden Sprache und Bildung zum Schlüssel der Integration werden müssen, und zwar mit Generationen übergreifender Nachhaltigkeit. Es ist nicht meine Sache, dies weiter auszuführen.

Dasselbe gilt für den Bereich der Politik, die in dieser Hinsicht im Sinn der Rechtsstaatlichkeit steuernd zu wirken hat. Ich bin mit dem Oberhaupt der anglikanischen Kirche nicht einverstanden, das kürzlich ernsthaft vorschlug, für die Familienpolitik an britischen Gerichten auch die islamische Tradition der Rechtsprechung, die Scharia, gelten zu lassen. Die Grenzziehung ist an solchen Stellen immer heiß und schwierig. Es ist hier nicht der Ort, dies zu vertiefen.

Ich komme zum Schluss. Meine Botschaft lautet kurz und knapp: Es gibt keine Alternative zu Dialog, Toleranz und Rechtsstaatlichkeit, es sei denn der Weg in neue Formen der Barbarei. Dafür erwarte ich kein spontanes Einverständnis, zumindest jedoch Verständnis dafür, dass wir in alltäglich lokalen wie in globalen Dingen jetzt und künftig in neuer Form immer wieder vor dieser Wegscheide stehen.